

Bob Goff

LEBE. LIEBE. LOS!

**Jeden Tag die Welt ein kleines bisschen
besser machen und dabei glücklich werden**

Aus dem Englischen von Martina Merckel-Braun

*Ich widme dieses Buch meiner bezaubernden Frau Maria,
meinen Kindern Lindsey, Richard und Adam
und all meinen Freunden, die mir geholfen haben,
Jesus mit anderen Augen zu sehen.*

INHALT

Vorwort	9
Einführung	Liebe handelt	13
Kapitel 1	Ich bin für dich da!	19
Kapitel 2	Feuer frei!	29
Kapitel 3	Ryan außer Rand und Band	37
Kapitel 4	Ein unvergesslicher Abend	47
Kapitel 5	Im Rückspiegel des Lebens	55
Kapitel 6	„Kaufen Sie sich Ihre Bücher!“	63
Kapitel 7	Meine bezaubernde Maria.	73
Kapitel 8	Die Hochzeitstorte	81
Kapitel 9	Sag einfach ja!	87
Kapitel 10	Einfach nur Freunde sein	95
Kapitel 11	Es sind noch Plätze frei	105
Kapitel 12	Was für ein Schlag!	113
Kapitel 13	Größer und besser	119
Kapitel 14	Schluss mit den Fälschungen!	125
Kapitel 15	Wörter, die wir lieber nicht benutzen sollten ...	131
Kapitel 16	Bärenjagd	137
Kapitel 17	Blanke Pennys zählen doppelt	145
Kapitel 18	Trampen für Fortgeschrittene	151

Kapitel 19	Zusammenstoß mit Folgen	159
Kapitel 20	Abenteuer mit Papa.	169
Kapitel 21	Hörhilfen	179
Kapitel 22	Der Puppenspieler.	189
Kapitel 23	Willkommen zu Hause!.	197
Kapitel 24	Vergiss das Cape!.	207
Kapitel 25	Gott ist gut	213
Kapitel 26	Offene Türen.	223
Kapitel 27	Die Geschichte	235
Kapitel 28	Zieh deine Schuhe aus!	243
Kapitel 29	Dabei sein ist alles!	253
Kapitel 30	Handflächen nach oben!	259
Kapitel 31	Zwei-Betten-John	263
Nachwort		275
Danksagungen		279
Nehmen Sie Kontakt zu mir auf.		283
Quellen		285

VORWORT

Bob Goff hat mehr Einfluss auf mein Leben gehabt als jeder andere Mensch, den ich bislang kennengelernt habe. Und auch wenn ich zugeben muss, dass die Abenteuer, von denen er in diesem Buch berichtet, überaus fesselnd sind, ist es nicht seine außergewöhnliche Lebensgeschichte, die mich bei ihm so berührt. Der Grund, warum Bob mein Leben verändert hat, ist, dass er mir mit Liebe und Zuneigung begegnet.

Bob Goff liebt seine Mitmenschen mit einer Kraft, die so gewaltig und unaufhaltsam ist wie ein Wasserfall, wie der Wind oder Meereswogen. Er liebt ohne jede Anstrengung, so als gäbe es ein unerschöpfliches Reservoir an Liebe, das wie Schnee auf den Bergen liegt und im Frühjahr in Form von Schmelzwasser in einem nie versiegenden Schwall durch sein Leben hindurchfließt. Es gibt nur eine Erklärung dafür, dass ein Mensch so viel Liebe verschenken kann: Gott. Ich glaube, dass Bob Goff Gott kennt, und ich glaube, dass Seine Liebe durch ihn hindurchfließt.

Ich bin nicht der Einzige, der so empfindet. Viele Menschen auf der ganzen Welt haben mit ihm dasselbe erlebt. Was machen Sie mit einem Mann, der in ein Flugzeug steigt und um die halbe Welt fliegt, um an der Hochzeitsfeier eines neuen Bekannten teilzunehmen? Was machen Sie mit einem Mann, der auf *Tom Sawyer Island* in *Disneyland* arbeitet, weil die Gefahr, dass wütende Anwältinnen über ihn herfallen, dort geringer ist? Und wenn wir schon beim Thema sind: Was machen Sie mit einem Anwalt, auf dessen Visitenkarte die schlichte Berufsbezeichnung „Helfer“ steht? Was machen Sie mit einem Mann, der sich zwei Jahre lang dafür eingesetzt hat, dass ein Junge aus einem Gefängnis in Uganda freikommt, nur weil ich diesen Jungen kennengelernt und Bob darum gebeten hatte, es zu tun? Wie erklären Sie die Tatsache, dass er jeden Morgen im Schlafanzug in den Garten stolpert, um eine Rose für seine schlafende

Frau zu pflücken? Und dann ist da noch die alte Dame, die in seinen Jeep hineingerauscht ist und ihn in hohem Bogen aus seinem Fahrzeug katapultiert hat und der er zum Beweis dafür, dass er ihr das nicht übel nimmt, einen Riesenstrauß Blumen geschickt hat. Und die Handballmannschaft der DC Diplomats, der er eine Woche lang jeden Tag Pizza bringen ließ, der Richter aus Uganda, den er nach *Disneyland* einlud, und das Flüchtlingslager am Stadtrand von Gulu, wo er Brunnen gegraben und tonnenweise Kleidung hingebraht hat.

Die Liebe, die Bob ausstrahlt, ist schlicht und einfach umwerfend. Wenn man ihn kennengelernt hat, kann man nicht mehr so weiterleben wie zuvor. Er zerstört Ihren amerikanischen Traum und hilft Ihnen, Ihren wahren Traum zu finden. Er deckt auf, was in Ihrer Ehe im Argen liegt, und hilft Ihnen, eine wunderbare Liebesgeschichte daraus zu machen. Er bringt die Fassade, die Sie Ihr Leben lang mühsam aufrechterhalten haben, von einem Moment zum anderen zum Einsturz und hilft Ihnen dann ganz selbstverständlich dabei, stattdessen etwas Neues, Echtes aufzubauen.

Bob hat mir angeboten, umgehend in ein Flugzeug zu steigen, als ich in Not war, und hat genau dann angerufen, als ich ihn gebraucht habe. Er hat mir die Wahrheit gesagt, als ich von allen Seiten mit Lügen bombardiert wurde, und hat mir eine Familie und ein Zuhause geschenkt. Er hat mir eine Vision dafür vermittelt, was im Leben eines Menschen geschehen kann, wenn er dazu bereit ist, es für andere einzusetzen.

Dieses Buch wird den einen oder anderen Leser beunruhigen. Uns gefällt es gar nicht, unserer Liebe zu anderen Hände und Füße zu verleihen. Solange unsere Liebe theoretisch bleibt, bringt sie unser Leben nicht durcheinander und birgt keinerlei Risiko. Aber eine Liebe, die nur in unserem Kopf existiert, verändert nichts. Bob glaubt, dass Liebe zu kostbar ist, um wie ein Gefangener hinter unserer Stirn eingesperrt zu werden.

Die Menschen, denen ich Bob vorgestellt habe – und das sind viele –, finden es schwer, in Worte zu fassen, was an ihm so anders ist. Aber der Titel dieses Buches sagt alles. Wo Sie und ich Liebe

wollen, Liebe empfinden und in Liebe sprechen, erinnert Bob uns daran, dass Liebe lebendig und dynamisch ist, dass sie aktiv wird und Dinge tut. Sie schreibt einen Brief und greift zum Telefon. Sie bestellt Pizza und springt in einen See. Sie umarmt, sie betet und weint und singt. Vieles von dem, was wir über Liebe gelernt haben, wird Ihnen unecht vorkommen, wenn Sie diesen Mann kennenlernen, dessen Liebe loslegt und handelt.

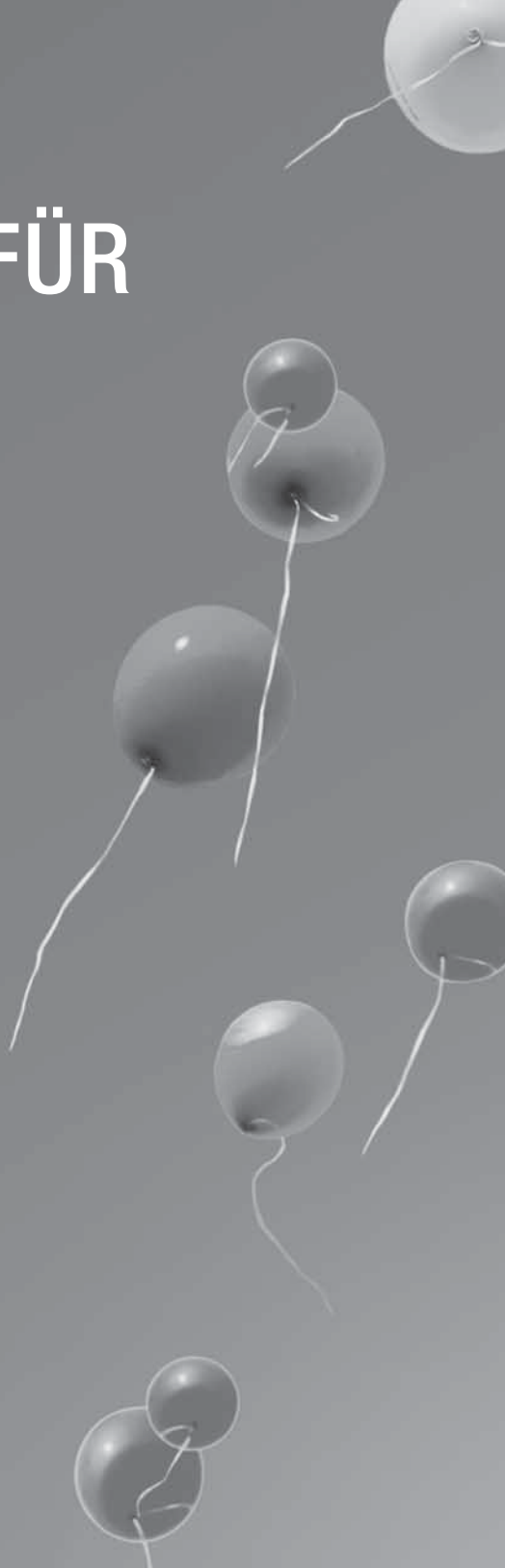
Es ist mir eine Ehre, Ihnen meinen Freund Bob Goff vorzustellen.

Donald Miller

Kapitel 1

ICH BIN FÜR DICH DA!

Früher wollte ich die
Menschen ändern.
Heute will ich nur
noch für sie da sein.



Als ich auf der Highschool war, lernte ich einen Typen namens Randy kennen. Randy besaß drei Dinge, die ich nicht hatte: ein Motorrad der Marke Triumph, einen Bart und eine Freundin. Ich hielt das für sehr ungerecht, denn diese drei Dinge wollte ich auch, und zwar in umgekehrter Reihenfolge. Ich hörte mich ein bisschen um und fand heraus, dass Randy gar nicht auf die Highschool ging. Er trieb sich dort nur herum. Ich hatte von solchen Leuten gehört und beschloss, ihm aus dem Weg zu gehen. Später erfuhr ich, dass Randy Christ war und mit einer Gruppe namens *Young Life* zusammenarbeitete. Ich wusste nicht, worum es dabei im Einzelnen ging, aber das erklärte für mich immerhin den Bart und schien ein guter Grund dafür zu sein, dass er sich so oft auf dem Schulgelände aufhielt. Randy bot mir nie an, mich auf seinem Motorrad mitzunehmen, aber er versuchte, mit mir über Jesus zu sprechen. Ich hielt Abstand, aber er schien trotzdem brennend daran interessiert zu sein, wer ich war und was ich machte. Ich kam zu dem Ergebnis, dass er vielleicht niemanden kannte, der in seinem Alter war, und so wurden wir schließlich Freunde.

Ich war ein miserabler Schüler, und eines Tages fand ich heraus, dass man eine bestimmte Prüfung ablegen konnte, für die man dann ein dem Highschool-Abschluss entsprechendes Zertifikat erhielt. Ich kam aber nicht dahinter, wie man sich für diese Prüfung anmeldete. Wenn man es recht bedenkt, war das wohl ein ziemlich eindeutiges Indiz dafür, dass ich auf der Highschool bleiben sollte. Meine Pläne sahen jedoch anders aus: Ich wollte in den Yosemite-Nationalpark ziehen und meine Zeit damit verbringen, auf riesige Granitfelsen zu klettern. Auch wenn ich bei einer Größe von einem Meter dreiundneunzig und einem Gewicht von hundert Kilo eigentlich nicht gerade eine Bergsteigerfigur hatte. Wie ich wohl darauf kam, dass in mir eine Sportskanone steckte? Auf der Highschool macht man sich nicht viele Gedanken darüber, was man alles nicht kann. Die meisten Menschen lernen das erst später und manche lernen es nie.

Zu Beginn meines dritten Highschool-Jahres beschloss ich, dass es an der Zeit war, die Schule zu schmeißen und in den Yosemite-

Park zu ziehen. Ich besaß eine Daunenweste, zwei rote Halstücher, ein Paar Bergsteigerschuhe, fünfundsiebzig Dollar und einen VW Käfer. Was brauchte ich mehr? Ich würde im Tal Arbeit finden und meine Freizeit in den Bergen verbringen. Höflichkeitshalber schaute ich am Sonntagmorgen bei Randy vorbei, um ihm von meinen Plänen zu erzählen und mich von ihm zu verabschieden. Ich klopfte an die Tür und nach ein paar langen Minuten machte Randy auf. Er machte einen müden Eindruck und sah ganz verstrubbelt aus – ich hatte ihn offensichtlich geweckt.

Während ich ihn über meine Pläne in Kenntnis setzte, hörte er mir geduldig zu und bemühte sich nach Kräften, sich seine Verwunderung nicht anmerken zu lassen.

„Und wann soll's losgehen?“, fragte er, als ich fertig war.

„Jetzt sofort“, antwortete ich, richtete mich dabei auf und streckte die Brust raus, um zu zeigen, dass ich es ernst meinte. „Weißt du, Randy, es ist Zeit, dass ich hier wegkomme. Ich wollte mich bei dir bedanken, dass du mit mir herumgehungen hast und einfach ein toller Kumpel bist.“

Randy sah ernst und besorgt aus, aber er sagte kein Wort.

„Und, ääh, und kannst du deiner Freundin Grüße von mir ausrichten, ich meine, wenn du sie das nächste Mal siehst?“, fügte ich hinzu. Wieder kam keine Antwort. Randy wirkte irgendwie abwesend und schien durch mich hindurchzuschauen. Dann war er auf einmal wieder ganz präsent.

„Bob, kannst du einen Moment warten? Ich muss mal eben was abchecken.“

„Kein Problem, Randy.“ Ich hatte ja nun alle Zeit der Welt. Randy verschwand für ein paar Minuten im Haus, während ich mit den Händen in den Taschen auf seiner Veranda stand wie bestellt und nicht abgeholt. Als er zurückkam, hing ein abgewetzter Rucksack an einem ausgefransten Riemen über seiner Schulter, und er hielt einen Schlafsack im Arm. Er kam sofort auf den Punkt, ohne sich mit langen Erklärungen aufzuhalten. Alles, was er sagte, war: „Bob, ich bin dabei.“

Etwas in seinen Worten traf mich zutiefst. Er hielt mir keine

Vorträge darüber, dass ich mir meine Zukunft vermessen würde, wenn ich die Highschool verlasse. Er sagte mir nicht, dass ich ein Dummkopf wäre und meine Pläne niemals in die Tat umsetzen könnte. Er belehrte mich auch nicht, dass ich, selbst wenn mir ein paar Schritte gelängen, sofort wieder auf die Nase fallen würde. Randy war ehrlich, entschlossen und hatte keine anderen Termine. Er war dabei.

Das war zwar eine nette Geste, aber ich fand es doch ziemlich merkwürdig, dass er mitkommen wollte.

„Na ja, wenn du meinst“, sagte ich halbherzig. „Bist du sicher?“

„Ja, Bob. Ich bin dabei. Wenn es dir nichts ausmacht, fahre ich mit.“ Randy stand mit entschlossener Miene vor mir.

„Lass mich das kurz klarstellen: Du willst wirklich mit mir in den Yosemite-Park fahren, und zwar jetzt sofort?“

„Ja, genau. Wenn du dich dort erst mal eingelebt hast, kann ich ja wieder zurückfahren.“

Ich weiß nicht, warum ich damit einverstanden war, dass Randy sich großzügigerweise selbst einlud. Wahrscheinlich war ich einfach völlig überrascht. Nie hatte sich jemand so für mich interessiert.

„In Ordnung ...“, brachte ich hervor, während wir beide unbeholfen auf der Treppe vor seiner Haustür herumstanden. „Dann sollten wir uns jetzt wohl auf den Weg machen.“

Nachdem Randy die Tür seines kleinen Hauses zugemacht hatte, gingen wir Seite an Seite zu meinem VW Käfer. Er ließ sich auf den Beifahrersitz fallen und warf seine Sachen zu meinen auf den Rücksitz.

Wir erreichten Yosemite vor Einbruch der Dunkelheit, und erst jetzt fing ich an, mir Gedanken über eine Unterkunft zu machen. Wir hatten zwei Schlafsäcke, kein Zelt und sehr wenig Geld. Auf einem gebührenpflichtigen Campingplatz mit mehreren auf festen Plattformen errichteten Zelten entdeckten wir ein leer stehendes Zelt und schlichen uns hinein. Wir schliefen neben dem hinteren Zelteingang, damit wir schnell entweichen konnten, falls ein Aufseher eine nächtliche Runde drehen würde. Glücklicherweise kam niemand, und so erwachten wir gut aus-

geschlafen an unserem ersten kühlen, aber wunderbaren Morgen im Yosemite Valley.

Im Norden ragte der El Captain etwa tausend Meter in den Himmel wie ein riesiger Granitsoldat. Im Osten wurde die Landschaft vom Massiv des Half Dome beherrscht. Diese Berge waren meine Gefährten; sie waren mein Heiligtum. Das weite Tal war mein Wohnzimmer. Jetzt musste ich nur noch Arbeit finden und mich einleben. Ich drehte mich in meinem Schlafsack herum und freute mich, dass Randy bei mir war. Ich war ein bisschen nervös, aber gleichzeitig begeistert von meiner neu gewonnenen Freiheit. Jetzt war ich ein Mann. Ich tastete mein Kinn nach Bartstoppeln ab. Ich fand zwar keine, rasierte mich aber trotzdem – man konnte ja nie wissen.

Randy und ich vertraten uns die vom Zelten steif gewordenen Beine und begaben uns zum Selbstbedienungsrestaurant des Campingplatzes. Ich dachte, ich könnte dort vielleicht einen Job als „morgendlicher Pfannkuchenwender“ finden, was mir genug Zeit lassen würde, um den Rest des Tages mit Klettern zu verbringen. Ich schrieb eine Bewerbung und überreichte sie dem Manager, der sie mir aber postwendend zurückgab und entschieden den Kopf schüttelte. Er tat nicht einmal so, als wäre er interessiert. Ingeheim war ich dennoch dankbar, dass er es mich wenigstens hatte versuchen lassen.

Ich ließ mich nicht unterkriegen. Unbeirrt ging ich in eins der Geschäfte im Tal, die Bergsteigerausstattung führten. Ich sagte dem Inhaber, ich sei zu jeder Art von Arbeit bereit. Meine mangelnde Erfahrung war bestimmt kein Hinderungsgrund und ließe sich leicht durch meine mangelnde Reife und unterdurchschnittliche Intelligenz ausgleichen. Der Chef meinte jedoch, er habe auch keine Arbeit für mich. Im Tal gebe es so wenig Arbeit, dass es fast unmöglich sei, einen Job zu finden. Entmutigt verließ ich das Geschäft und schaute Randy an, der, an meinen Käfer gelehnt, dastand. Anstatt mich weiter zu entmutigen oder einen Kommentar wie „Das hab ich dir doch gleich gesagt!“ abzugeben, sagte er Dinge, die mich aufbauten und mir neue Hoffnung schenkten.

„Bob, wenn du es wirklich willst, dann schaffst du das. Du hast alles, was man dafür braucht. Die Leute wissen gar nicht, was ihnen entgeht. Komm, wir versuchen es woanders.“

So wie am Tag zuvor auf der Veranda seines Hauses versicherte mir Randy: „Egal, wie es läuft, Bob: Ich bin für dich da.“ Seine Worte trösteten mich enorm.

Ich bewarb mich an diesem Tag bei nahezu jedem Unternehmen im Tal und wurde jedes Mal abgewiesen. Es gab einfach keine freien Stellen, und es sah auch nicht danach aus, als würde sich das in absehbarer Zeit ändern.

Der Abend brach herein und die Sonne stand tief zwischen den Hügeln. Es war ein Sonnenuntergang mit so kräftigen Farben, dass er auf einer Malerleinwand übertrieben gewirkt hätte. Ich hatte den Mut noch nicht verloren. Dieser Sonnenuntergang war echt, ich war in Yosemite, mein Kumpel war bei mir, und mein Traum konnte immer noch Wirklichkeit werden.

Randy und ich gingen zurück zum Campingplatz und schlichen uns in dasselbe Zelt, das wir schon in der Nacht zuvor in Beschlag genommen hatten. Ich schlief weder gut noch lange und ging in Gedanken die wenigen Möglichkeiten durch, die mir noch blieben. Ich hatte keine Arbeit, kein Geld und keinen Highschool-Abschluss. Randy schnarchte und ich musste auf die Toilette. Damit hatte ich meine Probleme vom geringsten bis zum größten in etwa vollständig aufgelistet.

Der nächste Morgen erwies sich als besonders kühl, was mich nur noch unruhiger machte. Randy rührte sich in seinem Schlafsack, hustete ein paarmal und sagte in einem viel zu fröhlichen Tonfall: „Komm, wir gehen klettern!“ Wir begaben uns also zu einem der Monolithfelsen und kletterten ein paar Stunden, wobei wir ein blödsinniges Gespräch darüber führten, wer von uns beiden der bessere Kletterer sei. Gegen Mittag kehrten wir ins Tal zurück, um zu sehen, ob sich irgendein Unternehmer auf wundersame Weise über Nacht entschieden hatte, seinen Betrieb personell aufzustocken. Doch man konnte meinen, die Ladenbesitzer hätten sich, als sie von meiner Ankunft hörten, allesamt heimlich

getroffen und gegen mich verschworen, um meinen Traum zu zerstören. Die Felsen, die ich hatte erklimmen wollen, schienen sich in uneinnehmbare Mauern zu verwandeln. Ich versuchte es bei den übrigen kleinen Geschäften, bei denen ich mich noch nicht beworben hatte. Sie können sich schon denken, wie es mir dabei erging.

Randy und ich saßen schließlich auf der vorderen Stoßstange meines Käfers und lehnten uns an die instabile und etwas rostige Motorhaube, die unter unserem Gewicht ein bisschen nachgab. Im Tal neigte sich ein weiteres Mal die Sonne dem Horizont zu, und die Granitfelsen, in deren Nachbarschaft ich so gerne gelebt hätte, warfen lange, dunkle Schatten auf den Boden, die ausnahmslos auf die Straße wiesen, die aus dem Tal hinausführte.

Bis auf ein paar Dollar hatte ich mein ganzes Geld für Benzin ausgegeben; also bot Randy an, das Abendessen zu spendieren. Nach dem Essen gingen wir zurück zum Wagen. Ich schaute Randy an und sagte: „Weißt du, Randy, ich finde es echt toll von dir, dass du mitgekommen bist, aber es sieht so aus, als ob ich es nicht schaffen würde. Ich glaube, es wäre am besten, wenn ich nach Hause fahren und meinen Highschool-Abschluss machen würde.“

Nach einer kurzen Pause wiederholte Randy die Worte, die mich die ganze Zeit über getröstet hatten: „Egal, wie du dich entscheidest, Bob, du kannst sicher sein, dass ich für dich da bin.“

Randy war wirklich die ganze Zeit über bei mir gewesen. Ich spürte, dass er sowohl innerlich als auch ganz konkret an meiner Seite war. Er stand voll und ganz hinter mir und glaubte an mich. Ich war für ihn kein Projekt, sondern ein Freund. Ich fragte mich, ob alle Christen so waren, aber dem war wohl nicht so. Die meisten, die ich kennengelernt hatte, machten einen erbärmlichen Eindruck. Sie dachten über sich selbst nach und wer sie „in Christus“ waren, aber sie vergaßen, für wen sie eigentlich da sein sollten. Wir diskutierten nicht viel, sondern schauten uns wortlos an und bedeuteten einander durch ein Nicken, dass wir hier fertig waren. Ohne ein weiteres Wort zu wechseln, stiegen wir ins Auto. Ich setzte mich auf den Fahrer- und Randy auf den Beifahrersitz.

So fuhren wir auf der Straße, die die Schatten uns am Tag zuvor gewiesen hatten, aus dem Tal. Ich würde nach Hause gehen.

Während wir das Yosemite Valley verließen und auch während der ganzen weiteren Fahrt redeten wir nicht viel. Mein Traum war gerade geplatzt, und Randy besaß genug Einfühlungsvermögen, um zu wissen, dass ich ein bisschen Zeit zum Nachdenken brauchte. So fuhren wir fünf oder sechs Stunden. Ab und zu fragte Randy auf seine zuversichtliche und optimistische Art: „Hey, Bob, alles klar?“

Wir fuhren schließlich ein paar vertraute Straßen entlang und hielten in Randys Einfahrt. Neben Randys Auto stand ein weiteres, das aussah wie der Wagen seiner Freundin. Sie besuchte ihn oft. Wir gingen zur Eingangstür und Randy schloss auf. Obwohl er mich nicht ausdrücklich einlud, folgte ich ihm ganz selbstverständlich. Auf dem Boden entdeckte ich einen Stapel Teller, etwas Geschenkpapier, eine Kaffeemaschine und ein paar Gläser. Auf dem Sofa lag ein Mikrowellenherd, der noch zur Hälfte im Karton steckte. Ich verstand nicht sofort. Hatte Randy Geburtstag gehabt? Oder seine Freundin? Ein Mikrowellenherd schien mir doch ein eigenartiges Geburtstagsgeschenk zu sein. Randy hatte auch bestimmt nicht vor umzuziehen, sonst hätte ja das Geschenkpapier keinen Sinn gemacht. Plötzlich kam Randys Freundin ins Zimmer gelaufen und umarmte ihn herzlich. „Willkommen zu Hause, Schatz“, begrüßte sie ihn. Jetzt fiel endlich der Groschen.

Ich schämte mich und war gleichzeitig sprachlos vor Rührung. Mir wurde klar, dass die Dinge auf dem Boden Hochzeitsgeschenke waren. Randy und seine Freundin hatten gerade geheiratet. Als ich am Sonntagmorgen an seine Tür klopfte, sah Randy in mir nicht einfach einen Highschool-Schüler, der die Anfänge seines Ehelebens durcheinanderbrachte. Er sah einen Jungen, der auf dem besten Weg war, auf die falsche Bahn zu geraten. Anstatt die ersten Tage nach der Hochzeit mit seiner Braut zu verbringen, war er an meiner Seite und schlich sich mit mir durch den Hintereingang in ein Zelt.

Warum? Weil ich Randy wirklich wichtig war. Er wusste, was

ich brauchte, und tat, was er konnte. Er *sagte* nicht nur, dass er für mich da war – er war *wirklich* da, bei mir, an meiner Seite.

Durch Randys Verhalten verstand ich besser, was es bedeutet, mit Jesus zu leben, sein Freund zu sein. Ich habe gelernt, dass es beim Glauben nicht darum geht, alles Mögliche zu wissen und Regeln einzuhalten. Es gehört viel mehr dazu. Glaube kostet uns etwas, weil er damit zu tun hat, da zu sein und Opfer zu bringen. Vielleicht wird Jesus deshalb auch manchmal „Immanuel“ genannt – „Gott mit uns“. Ich glaube, das war Gottes Plan für Jesus: da zu sein, einfach bei uns zu sein, an unserer Seite. Und das ist auch Gottes Plan für uns: dass wir für unsere Mitmenschen da sind. Unsere Gesellschaft will uns einreden, dass man Liebe auf dem Flohmarkt kaufen oder in Form einer Grußkarte verschicken kann. Aber die Liebe, die aus dem Herzen Gottes kommt und die er uns erwiesen hat, kostet uns etwas, weil es darum geht, Opfer zu bringen und wirklich für andere da zu sein. Diese Liebe drückt sich eher in Taten aus als in Worten. Von Randy habe ich gelernt, dass die Liebe, die Jesus uns anbietet, mehr damit zu tun hat, da zu sein, als Pläne zu schmieden und Projekte umzusetzen. Ihm geht es nicht darum, nur über gute Dinge nachzudenken, ihnen zuzustimmen oder über sie zu reden.

Von Randy habe ich gelernt, worauf es beim Glauben tatsächlich ankommt und was die Quintessenz jeder wirklich guten Geschichte ist, die das Leben schreibt:

Liebe legt los und handelt.